

Der Rosenhof [14. Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 15

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670566>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER ROSENHOF

Roman von

LISA WENGER

Copyright by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

(14. Fortsetzung.)

Tante Ursula gegenüber war sie scheu, weil sie sich dessen schämte, was sie ihr gestanden hatte. Sie sprach den Namen Clermont nie mehr aus. Machte Tante Ursula ihrem Unmut Luft, so ging Susanna dunkelrot aus dem Zimmer oder lenkte Tantes Gedanken auf einen andern Punkt. Sie kam sich nutzlos und verschmäh't vor. —

Clermont war längst fort. Er hatte den Frieden nicht abgewartet, um sich zu verabschieden. Tante Ursulas Gesicht und Onkel Daniels abweisende Augen hatten ihm nicht mehr gefallen wollen. Zwar war der Wein, den Herr Schwendt ihm einschenkte, immer duftender und kostbarer geworden und die Speisen ausgesuchter und reichlicher, aber Tante Ursula hatte sich in Schweigen gehüllt, Onkel hatte auf Clermonts Fragen zwar höflich geantwortet, selbst aber keine mehr gestellt. Susanna war vom Tisch weggeblieben, so daß Oberst von Clermont merkte, daß er seinen Gastgeber nicht mehr angenehm sei. Ein einziges Mal hatte Tante Ursula sich nicht halten können und eine Anspielung auf die Sitten und den Ruf der Franzosen gemacht und dabei Clermont beinahe mit den Augen erstochen: einen Ruf, sagte sie, von dem sie nicht wünschte, daß ihre Landsleute ihn zu tragen hätten.

Am nächsten Tag hatte Clermont erklärt, daß er von Freunden auf ihr Landgut eingeladen sei, hatte sich sehr höflich von Herrn und Frau Daniel Schwendt verabschiedet, hatte seine wärmsten Empfehlungen dem Fräulein Susanna, die abwesend war, übermitteln lassen, hatte Berena ein verblüffendes Trinkgeld gegeben und dem Christian ein Kistchen feinsten Zigarren, als er ihn fortführte, er hatte einen Traum von Blumenkorb — weißer Flieder mit weißem Atlas — der Tante Ursula und einen wunderbaren Strauß winziger roter Rosenknöspchen an Susanna senden lassen und war gegangen.

Susanna las auf der feinen, durchsichtigen Karte zum letztenmal den wunderschönen Namen Jean de Clermont-Tonnère. —

Über allen diesen Ereignissen war das Frühjahr angebrochen und jagte auf wilden Rossen über die Erde, oder zog mit der Schalmei und Tausenden von weißen Schäflein den Himmel entlang oder prasselte in kaltem und sprühendem Regen auf die Erde herunter, oder brannte den Eidechsen, die sich vorwiegend hinaus in die Sonne wagten, auf die grüngoldenen Panzer, weckte die Mäuschen aus dem Winterschlaf und kitzelte die Käfer und Bienen, daß sie zu Tausenden auszogen und ausflogen zu seiner Ehre und ihrer Freude.

Und dem Frühling zu Ehren saß Tante Ursula heute auf der Holzlaube und ärgerte sich recht von Herzen über alles, was ihr mißfiel. Hatte sie etwa keinen Grund dazu? Nichts gelang ihr. Sie hatte beim Auftrennen eines alten Kleides neben die Naht geschnitten, gerade neben die Naht des Vorderblattes, und nun war der Rest nicht mehr zu einem Kleid zu verarbeiten. Und hatte sie nicht mit Entsetzen sehen müssen, daß eine Motte aus dem Kleiderschrank flog, gerade aus dem Militärmantel ihres Daniel? Er brauchte zwar den Mantel nie, und sie hütete ihn seit zwanzig Jahren, aber was ging das eine Motte an? Berene hatte spöttisch gemeint, daß die Frau Schwendt nun nie mehr sagen könne, nur faule und unachtsame Hausfrauen hätten Motten in ihren Sachen. Und da sollte man nicht schlechter Laune sein? Heute war sie auch noch an die Hochzeit von Max eingeladen worden und hatte für Anni in Bergeln ein Geschenk ausgesucht, und es war doch ein eigenes Kind im Haus, das leer ausging, während sich ein Jahrgang um den andern mit einem Lebensgefährten versah.

Der weinende Mann an der Laubentwand hätte sich beinahe in einen lachenden verwandelt, vor Freude, daß die Hausfrau so ganz seine Lebens-

anschauungen teilte. Den lachenden Freund freilich konnte er nicht überzeugen. Der wußte zu gut, daß nach Regen Sonnenschein kam, und ließ sich von der Einigkeit der beiden nicht beirren.

Das Frühjahr war auch im Pfarrhaus von Bergeln eingezogen. Mit Singen und Lachen, mit Verlobung und Hochzeit. Es hatte den Sohn gebracht und eine Tochter mit fortgenommen. Aber sie wehte mit dem Taschentuch so seelenvergnügt zum Eisenbahnfenster hinaus und lachte so freudig zu ihrem Mann in die Höhe, daß Frau Anna-Liese und ihr Hans-Franz nicht das Herz hatten zu trauern, daß ihre Älteste sie verlasse.

Bernhard freilich konnte sich nicht lange des Elternhauses erfreuen. Nach den langen Monaten, die er in den verschiedenen Kliniken zugebracht, war es ihm eine Wohltat, eine kurze Zeit sein eigener Herr zu sein, über seine Tage zu verfügen, nichts von Krankheiten zu hören und das neueingeführte Karbol, das fässerweise in den Spitalern gebraucht wurde, nicht atmen zu müssen. Er hatte über die gewöhnliche Zeit hinaus seine Studien ausgedehnt und trat sein Amt in Neuburg als ein reifer Mann an, der sich für das Leben der ihm Anvertrauten wie für sein eigenes verantwortlich fühlte.

Wie eine Liebste hing ihm die Mutter am Arm. Sie wollte von jedem Tag wissen, was er dem Sohn gebracht, und von jedem Menschen, der ihm nahegetreten.

Aber vergebens führte sie ihn zur Linde hinten im Garten. Die liebe Mutter hätte ihn gerne mit Streicheln und Schmeicheln dazu gebracht, daß er ihr von einem geliebten Mädchen erzähle, das irgendwo auf ihn warte. Bernhard hatte den Kopf geschüttelt.

„Nicht daß ich wüßte“, sagte er, als sie ihn geradeaus danach fragte. „Ist es nicht genug, daß Anni euch einen Sohn brachte? Wollt ihr auch eine neue Tochter?“

Und Bernhard lenkte die Mutter von diesem Gespräch ab und begann, sie über die Brüder und Schwestern auszufragen und über Klärchen, die er je schneller, je lieber in seiner Klinik sähe. Anna-Liese seufzte.

„Es ist ein Opfer, das ich dir bringe. Aber besser taugt niemand zur Krankenpflege als sie.“ Sie gingen durch den Garten hinaus auf die

Wiese, über die die ersten gelben Falter flogen und die Bienen summten, daß ihr leises Musizieren bei der klaren Luft fast sommerlich bald näher, bald ferner ertönte. An der Gartenmauer rieselten die Blättchen der Birnbäume zur Erde, und die Pfirsichblüten sprengten ihre schützenden Hüllen. Unten standen die Rosen und dufteten, und in den Gemüsebeeten grünte junger, vielversprechender Salat, und steckten die roten, neugierigen Radieschen ihre Köpfe aus der Erde.

Es lachte alles den Frühling an und glänzte unter der warmen Sonne. —

Bald trat Bernhard seinen Posten im Kinderhospital an und nahm dort das Steuer, das ein alter, invalider Arzt nur notdürftig geführt, fest in die Hand.

Die vor Angst weinenden Kinder trockneten bald ihre Tränen, wenn der neue Doktor kam und an ihr Bettchen trat. Die Genesenden freuten sich auf seine Scherzreden, und die Kranken glaubten an ihre Genesung. Er verstand es, seinen kleinen Patienten Vertrauen einzulösen und war doch kurz angebunden und manchmal streng mit ihnen. Sie ließen sich aber bald nicht mehr verblüffen und trauten ihrem Doktor das Beste zu.

In die Kinderfälle, in denen Schmerz und Elend zu Hause sind, konnte der Frühling nicht eindringen. Aber wenn die Fenster weit offen standen und auf den weißen Bettchen die Sonnenringel tanzten, wenn draußen die Spazierer kreischten und ein verirrtes Finkenpaar sein Jubelliedchen vom Baumwipfel herunterschmetterte, dann ahnten die kleinen Kranken ihn doch, und ihre Augen glänzten. Sie hielten die Schwester an dem Zipfel ihrer weißen Schürze zurück und fragten mit großen Augen: „Gelt, weil draußen Frühling ist, werden wir bald gesund?“

Wo der Frühling sich aber ganz besonders austoben konnte, das war im Garten der Pfarrersleute von Turnach. Es waren da zu viele, die sich darüber freuten, als daß er nicht ein wenig übermütig und ausgelassen hätte werden müssen. Er sandte daher seiner Freundin, der Sonne, allerhöchste Strahlen, um die Blumen aus der Erde zu locken, den Apfelblüten aus der Knospe zu helfen und den Gartenrotschwänzchen und den Goldammern beim Brüten beizustehen. Es war ein großes Jubilieren in dem Garten, in dem

schon die Rosen zu blühen begannen, bescheiden geduckt oder auf schlankem Stamm sich purpurn ausbreitend, und in dem die Lilien dufteten, die weißen zuerst und dann die blauen. Mit ihnen wetteiferte der rote Mohn, denn er wollte sich nicht nachsagen lassen, daß er träge sei oder nicht wüßte, was sich dem Frühling gegenüber schicke.

Die zwei armen Tröpfe, der Gigi Passavert und der Rudi Tormann, freuten sich auf ihre Weise. Sie wackelten den drei Schildkröten nach, die frisch aus der Erde gekrochen waren und noch die Spuren davon auf ihren schmalen, großmäuligen Köpfen trugen. Die beiden Armen lachten laut über die Schnelligkeit, womit die Tiere Salat und Löwenzahn verzehrten, nicht anders, als wären sie Kühe an der gefüllten Kause. Dann standen sie vor dem Hühnerhof und mühten sich, des Gockels stolzes Kikeriki und das fleißige Gackeln der Hühner nachzuahmen, oder sie kreischten grell und überlaut ob den Sprüngen der jungen Rakzen, denen die Sonne auf den Pelz schien und sie zu eckigen, drolligen und halsbrecherischen Sprüngen verleitete.

Mit langen, behaglichen Schritten ging Springer im Garten umher. Ihm war der Frühling nicht nur der Frühling. Ihm war er die neugeschenkte Heimat. Mit einem tiefglücklichen und zufriedenen Herzen ging er von Baum zu Baum und von Beet zu Beet.

Die zarten Birkenblätter, die leise und schüchtern aus den braunen Hüllen guckten, waren ihm das Wahrzeichen, daß er das Land der Urwälder, der Lianen und wilden Reben hinter sich hatte und wieder im Vaterland war, wo eine Jahreszeit unmerklich und langsam in die andere übergeht und es einen richtigen Frühling gibt.

Es wurde ihm leicht und warm ums Herz. Die fünfzehn Jahre, die er fort gewesen, fielen von ihm ab. Er schüttelte sich, als ob damit das viele Rohe, Wilde und Ungebärdige, das drüben am Platz gewesen, mit dem Winterstaub abfallen werde.

Im Pfarrhaus war er ganz zu Hause. Die weiße Stube hatte gegläntzt wie der Schneekönigin Grotte, und die Tannenzweige, die hinter den Bildern und in den Ecken staken, dufteten herb nach Wald und gemahnten ihn an die Weihnacht, so daß ihm gleich kindlich und heimatlich

zumut wurde bei seinem Eintreten. Es war ihm, als sei er nun vor selbstverschuldeter und schuldlöser Unbill geschützt.

Drei warme Hände hatten die seine gedrückt, dreimal hatte man ihn willkommen geheißen, und dreifach war er gefragt worden, was man wohl für ihn tun könnte, um es ihm angenehm und heimatlich zu machen.

Das Gut, das feilgehalten wurde, gefiel Springer nicht recht. Es kam ihm alles klein und eng vor. Die dumpfen Stuben bedrückten ihn. Die Felder schienen zu Ende zu sein, ehe sie recht angefangen. Der Pfarrer Jakob mahnte ihn daher an das Warten. Es finde sich immer etwas, wenn man Geduld habe. Zunächst sollte Springer den Bachthof besorgen, der schon voriges Jahr frei geworden und den der Pfarrer mit fremden Kräften notdürftig hatte bebauen lassen. Es war Arbeit genug da, und wenn auch in Turnach wie in Amerika die Körner von selbst wuchsen, so mußten sie doch gesät werden und mußte der Acker vorbereitet sein, hier wie drüben.

Am Abend saß der Amerikaner, wie das Dorf ihn taufte, im Pfarrhaus bei Onkel und Tante, Katrin, Gigi und Rudi und spielte Kolorito. Anfangs lachte er ob dem Spiel und noch mehr ob dem Einsatz, einem Brezelchen, das die Tante Meieli spendete. Aber nach und nach ereiferte er sich, freute sich auf das abendliche Spiel und suchte mit Vorsicht und schlauer Berechnung alle seine bunten Steine in den gegenüberliegenden Feldern zu bergen.

Seine Anfälle hatte er nur einmal gehabt, seit er in Turnach war, und schlich danach matt und schwach herum. Die Kunde davon lief blitzschnell durch das Dorf, und die Kinder und Mädchen gingen ihm scheu aus dem Wege.

Springer litt viel an Kopfschmerzen und hatte schon Gänge gemacht, von denen er nichts wußte, und Dinge gesagt, die er leugnete, da er sie unbewußt sagte. Seine dunkelbraune Hautfarbe war nicht mehr so lederartig wie anfangs, dennoch leuchteten die befremdenden hellen Augen seltsam aus dem Gesicht, das die Spuren von Entbehrungen, harter Arbeit, eines wilden Lebens und der Krankheit an sich trug.

Die Leute von Bergeln waren gekommen, um Springer zu begrüßen, und wer unter ihnen jung



Sonniges Tessin

Phot. Gaberell, Thalwil

war, hatte den Amerikaner bestürmt, ihnen von seinem Leben drüben zu erzählen. Er hatte es getan und war dabei warm geworden, schloß aber doch mit dem zufriedenen Seufzer: „Gut, daß ich daheim bin. Keine Kaze hat mehr nach mir geguckt.“ Er streckte Frau Meieli die Hand hin, und sie drückte sie und hätte beinahe geweint vor Freude ob der Dankbarkeit ihres Pfleglings.

Auch Susanna war wiedergekommen. Sie gab sich Mühe, sich dem Vater zu nähern. Auch sie ließ sich von ihm erzählen und leitete ihn auf eine Fährte, die noch jetzt zu seinem Herzen führte. Sie fragte nach seinen Kindern. Er schwieg zuerst. Dann sprach er von ihnen. Spöttisch nannte er sie Wechselbälge, aber es ergriff ihn doch, hier nach den zwei beweglichen, biegsamen Geschöpfen gefragt zu werden, die ihm nahe gestanden und die er verloren. Wo sie jetzt waren, wußte er nicht. Auf Umwegen hatte er gehört, daß ihre Mutter gestorben sei an einem dritten Kind. Es blitzte über sein Gesicht, als er

das sagte. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen, das fremdartig und nicht gut klang. Dann sprach er von anderm.

Er fragte Susanna nicht nach dem Freier, den er bei den Schwendts getroffen. Da sie nichts von ihm sagte, zog er seine Schlüsse. Er staunte immer von neuem, daß er ein so schönes Mädchen sein Kind nennen sollte, wagte sich aber nicht recht an sie heran und machte sich, wenn sie da war, bald davon an irgendwelche Arbeit. Und auch Susanna wußte nichts mit Springer anzufangen. Sie wunderte sich, wie Tante Meieli mit dem fremden Menschen umging, als wäre er ihr Sohn, ihm die Hand streichelte und ihn zu Rate zog und ebenso liebevoll behandelte wie den Onkel Jakob.

Wieder wollte eines aus dem Pfarrhaus in Bergeln scheiden. Klärchen machte sich reisefertig, zu Bernhard in das Spital zu ziehen. Es war eine Abteilung in der Anstalt, die den epileptischen Kindern gewidmet war. Dort war selten ein Bett leer, und wenn eines der armen Ge-

schöpflein starb, warteten zehn andere, um seine Stelle einzunehmen. Klärchen wollte bei diesen Kindern ihre Tätigkeit beginnen, teils weil das Mitleid sie zu den Unglücklichen trieb, teils um des Vaters willen, der an derselben Krankheit litt.

Sie kam, um sich von den Turnachern zu verabschieden, und die heißesten Segenswünsche von Onkel und Tante begleiteten sie. Ihr Vater gab ihr eine Stunde lang das Geleit, als sie den Weg nach Bergeln zu Fuß ging, und dankte ihr ungeschickt und mit halb verschluckten Worten, daß sie sich solcher zum Elend verdammt Kinder annehmen wolle.

So ging Klärchen aus dem blütenreichen Monat Mai in den Juni hinein, aus dem fröhlichen Pfarrhaus in die Krankensäle, von den gesunden Pfarrersleuten von Bergeln weg zu den Armseligen, aus dem Dunstkreis der Zufriedenheit, des Glücks, des Frohsinns, aus Liebe und Freiheit, in die dumpfe Luft der Unfrohen, in die Frone des Elends und der Leiden. Aber sie ging gern, und die Kinder hatten bald einen zweiten Menschen, den sie mit Freude kommen und ungerne gehen sahen.

Der Juni sandte seine würzigen Düfte über das Land. Die Mäher wischten sich den Schweiß von der Stirne, und die kleinen Mädchen setzten sich Mohnblumenkränze auf das Haar. Der Ostwind strich über die grünen Kornfelder, daß sie sich in silbernen Wellen bogen und wiegten und raschelten und flüsterten. Die Menschen flüchteten mit ihrem Heuschnupfen in die kühlen Häuser oder schalteten über die Hitze, und die Tiere suchten den Schatten auf und verjagten, so gut es ging, die lästigen Insekten.

Der Juli kam mit Donner und Blitz. In den Bergen erschlug das Wetter das Vieh, auf den Seen konnten die Schiffe nicht landen und gingen jämmerlich mit Mann und Maus zugrunde. Vor den blauen, zackigen Blitzen flüchteten sich die Furchtsamen, aber die Starken standen draußen und ließen sich den Sturm um die Stirne wehen, bis Hagel oder prasselnder Regen sie ins Haus jagte.

August und September kamen gesittet und genau so, wie sie kommen sollten: mit Früchten und

Bergen von Gemüsen, mit bunten Ästern und Georgien, mit mehligem Kartoffeln und süßen Pfirsichen, mit Regen zur rechten Zeit, um die Trauben schwellen zu machen und mit Sonnenschein, um ihnen die richtige Süße zu geben. Die Weinbauern klopfen sich das Bäuchlein und schnalzten schon im voraus ob des guten kommenden Tropfens.

Der Oktober aber gedachte es anders zu halten als seine Vorgänger. Er kam mit einem Gast, den die Franzosen gebracht und der sich den Sommer über still verhalten und nur da und dort seine heiße, matte Hand aus dem Dunkel gestreckt hatte. Nun schlich er von Haus zu Haus, von Gäßchen zu Gäßchen, von Stadtteil zu Stadtteil, und zog hinter sich die Menschen nach, dem Kirchhof zu, wo er seine Opfer grinsend dem Tod überlieferte, daß er sie unter die Zypressen bette.

Der Typhus herrschte in der Stadt.

Das wollte zu der Zeit des deutsch-französischen Krieges mehr sagen als heute. Schreckensbleich erzählten es sich die Leute. Seine Opfer fielen duzendweise. Ganze Familien wurden von der Krankheit mit den glasigen Augen und den fieberigen Lippen ergriffen, daß sie, wenn sie nicht starben, zu Gerippen abmagerten und das Gehen wieder lernen mußten wie kleine Kinder.

Auch auf dem Rosenhof war der Typhus eingekehrt, obgleich Tante Ursula behauptet hatte, es sei nicht möglich, daß in einem reinlichen Haus, ihrem Haus, eine böse, ansteckende Krankheit Boden gewinnen könne.

Sie behielt dieses Mal nicht recht.

Onkel Daniel lag im Fieber und flehte um Wasser, um seinen Durst zu löschen. Er mußte in kaltem Wasser baden, daß er aufschrie, wenn der Wärter ihn hineintrug.

Er erzählte sonderbare Geschichten von Holzhauern, die auf der Kante seines Bettes ihr Wesen trieben und ihn so gut unterhielten, daß er oft laut auflachte, bis seine fieberglühenden Lippen sprangen. Er kannte niemand mehr.

Als bald darauf auch Tante Ursula neben ihn gebettet wurde, da war er zu schwach, um nach seiner Lebensgefährtin die Hand auszustrecken und sie zu fragen: „Kommst du auch jetzt mit mir?“

(Fortsetzung folgt.)